



Beat Siebenhaar¹

Stadtberndeutsch – Sprachschichten einst und jetzt

Stadtberndeutsch

Die Mundart, die in der Stadt Bern gesprochen wird, ist eine ganz besondere, und viele Berner sind sich dessen auch schon seit langem bewusst. In der Stadt Bern wird nämlich nicht nur Berndeutsch gesprochen, sondern es gibt einige unterschiedliche Berner Mundarten: Patrizierberndeutsch, Bürgerberndeutsch oder Stadtberndeutsch, Mattenberndeutsch sowie das Mattenenglische. Mit dieser Aufzählung, die Bernern keineswegs fremd ist, wird die Differenzierung unterschiedlicher sozialer Varietäten ausgedrückt. Stadtberndeutsch zeigt also schon lange verschiedene Sprachschichten, wie man sie in dieser Ausprägung in der Schweiz nur in wenigen Städten findet. Zu diesen genuinen Stadtberner Varianten kommt noch das Berndeutsche der Zuzüger hinzu, die sich zum Teil sprachlich assimiliert haben, die zum Teil einzelne Elemente und Eigenarten ihrer ursprünglichen Mundarten beibehalten oder sogar die Mundart ihrer früheren Heimat bewahrt haben.

Grundsätzliche Unterschiede in der Sprache von Oberschicht und Unterschicht in den Städten wurden schon im 19. Jahrhundert festgestellt. In den deutschen Städten liegt der Unterschied vor allem darin, dass die Oberschicht eine Varietät verwendet, die stark der Schriftsprache angenähert ist und nur wenige dialektale Eigenheiten bewahrt, während die Unterschicht eine Varietät spricht, die mehr Elemente der ländlichen Mundart enthält. Für die Situation in der Schweiz hat man sich damals in der wissenschaftlichen Diskussion

¹ Für viele Hinweise und Ergänzungen danke ich Roland Ris und Markus F. Rubli.

auf die Verhältnisse in Deutschland berufen, doch liegt hier aber schon im 18. Jahrhundert eine andere Situation vor, denn sowohl Oberschicht als auch Unterschicht verwenden die Mundart. Die soziolinguistischen Unterschiede liegen also in der Mundart selbst; sie zeigen sich in den verschiedenen Ausprägungen der Mundart.

In Bern sind die Unterschiede der verschiedenen Sprachschichten schon früh bekannt gewesen, diskutiert worden und dann auch ins Interesse der Forschung gerückt. Nach Otto von Greyerz (1914, 44f.) hat sie vor allem Heinrich Baumgartner 1940 in zwei viel beachteten Aufsätzen dokumentiert. Die sprachlichen Varietäten wurden und werden teilweise noch heute bewusst gepflegt, was auch die vorliegende Sammlung dokumentiert. Das allgemeine Bewusstsein über unterschiedliche Sprachschichten der Stadtmundart unterscheidet die Situation in Bern und den umliegenden Berner Kleinstädten (und Basel) von der Situation der meisten anderen Schweizer Städte. In Zürich beispielsweise sind den Sprechern solche Unterschiede kaum bekannt, und sie sind auch bisher wissenschaftlich nicht dokumentiert.

Obwohl also die sprachliche Vielfalt in der Stadt Bern schon länger bekannt ist und gepflegt wurde, so hat sie sich im Laufe der Zeit verändert. Einerseits sind einzelne Kennwörter von den Sprechern bewusst vermieden worden, um sich nicht zu exponieren. Diese Wörter sind dann in Vergessenheit geraten und verschwunden. Andererseits wurden Wörter, die ursprünglich von einer bestimmten Schicht verwendet wurden, auch von weiteren Schichten aufgenommen, wie zum Beispiel das bestätigende *iu*, 'ja', des Mattenenglischen, das heute sehr weit verbreitet ist. Doch nicht nur einzelne Wörter haben ihren Status geändert, sondern einzelne Varietäten sind fast ganz geschwunden. Zudem hat sich das Verhältnis der einzelnen Sprachschichten zueinander immer wieder geändert, was teilweise rein sprachlicher Natur ist, in ganz wesentlichen Teilen aber im Selbstverständnis der Sprecherinnen und Sprecher zueinander bedingt ist. Im Folgenden soll deshalb versucht werden, die Veränderung der einzelnen Sprachschichten zueinander zu beschreiben und die vorliegenden Tondokumente einzuordnen.

Soziale Schichten und ihre Mundart in Bern

In der Einleitung ist von Schicht, von der Sprache der Oberschicht und der Unterschicht gesprochen worden. Begriffe, die in einem allgemeinen Verständnis immer wieder gebraucht werden, deshalb aber nicht unproblematisch sind. Wenn im Folgenden von sozialen Schichten oder Klassen die Rede ist, so soll damit nicht eine klar definierte soziologische Klassifizierung vorgenommen werden, sondern es wird versucht, die Veränderungen der sozialen Struktur in Bern und deren Auswirkungen auf die Sprache im Verlauf der letzten gut 200 Jahre nachzuzeichnen. Damit ist auch schon gesagt, dass sich diese Schichten und deren sprachliche Varietäten nicht ein für alle Mal konstituieren, sondern dass sich deren Verhältnis immer wieder ändert. Einem allgemeinen Verständnis entsprechend wird von einer groben Einteilung in Ober-, Mittel- und Unterschicht ausgegangen, deren typische Verteilung in Bern als erstes dargestellt werden soll.

Ursprünglich bildete das Berner Patriziat die Oberschicht. Es handelte sich dabei um eine kleine Gruppe burgerlicher Familien, die bis 1798 bzw. 1830 die Regierungstätigkeit in Stadt und Republik Bern ausübten und die führenden Verwaltungspositionen besetzten. Dieser enge Kreis – spätestens im 16. Jahrhundert stiessen die letzten Geschlechter hinzu – hatte seine Stellung zur Zeit des Absolutismus gefestigt. Die übrigen burgerlichen Geschlechter waren von der Regierungstätigkeit ausgeschlossen. Sie besaßen aber bis zum Ende des Ancien régime bzw. der Restauration verschiedene Privilegien wirtschaftlicher Art, wirkten in niederen Beamtenpositionen oder waren in der Kirche, dem verlängerten Arm des Staates, als Geistliche tätig. Diese nicht regimentsfähigen Bürger bildeten gewissermassen die alte Mittelschicht Berns, während die Unterschicht zu grossen Teilen aus Zugezogenen ohne städtisches Bürgerrecht bestand.

Mit der Helvetik und endgültig mit der Regeneration änderten sich die politischen und sozialen Verhältnisse. 1831 dankte das Patriziat definitiv ab, eine demokratische Verfassung schaffte die Vorrechte

der Geburt und die Privilegien der Stadt ab, jedoch war die Stimmfähigkeit zu Beginn noch an einen Zensus geknüpft. Nun wurde die Berner Bürgerschaft als Ganzes als Oberschicht angesehen.

Mit der Verstärkung und damit der starken Zuwanderung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts – 1850 hatte Bern 27'558 Einwohner; 1900 waren es schon 65'373 – änderte sich das Bild der Oberschicht wieder. Unter den Zuzüglern fanden sich hohe Bundesbeamte, Professoren an der Universität, Wirtschaftsleute und Industrielle ebenso wie Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner. Die Oberschicht umfasste nun nicht mehr nur die Bürgerschaft, sondern auch arrivierte Zugewanderte und Aufsteiger. Das Bürgerrecht spielte aber weiterhin eine grosse Rolle, die Aufnahme ins Berner Bürgerrecht war und ist immer noch gesucht, und wird bis heute auch häufig erteilt.

Die Unterschicht stellten bis in die Zeit, als vor allem Nicht-Schweizer deren Stellung übernahmen, kleine Handwerker, Arbeiter und Hausangestellte. Der Bezug der Unterschicht zum Land war bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts weitgehend gewahrt, da viele verarmte Bauern in die Stadt zogen, um eine neue Existenz aufzubauen.

Diese Einteilung ist stark schablonenhaft, die Grenzen sind nie so deutlich, wie hier dargestellt. Besonders zwischen Unter- und Mittelschicht ist die Grenze oft durchlässig, soziale Migration hat es da schon immer gegeben. Die Grenze zwischen Mittel- und Oberschicht ist stärker, denn die Zugehörigkeit zur Oberschicht beruhte nicht nur auf wirtschaftlicher Macht, sondern war lange durch die Geburt gegeben.

Die Entwicklung des Sprachbewusstseins und der Sprachschichten soll auf dem Hintergrund der historischen und sozialen Entwicklung dargestellt werden.

1. Sprachliche Trennung aufgrund verschiedener Kontaktbereiche

Die frühe Zeit, von der wir Belege über verschiedene Sprachschichten haben, zeigt eine soziale Trennung der Klassen im Ancien régime, die zu unterschiedlichen Varietäten führt. Einerseits ist das Patriziat international ausgerichtet und pflegt den Kontakt zur Oberschicht der weiteren Umgebung. Das Französische genießt als Sprache der Kultur, der Politik und des Militärs einen hohen Stellenwert, der sogar schon 1479 bei Albrecht von Bonstetten belegt ist: «Das statt folk ist nüt hoffertig, hat ein lantlich rede; aber die userlesnen konent schier all die welschen zungen und lieplich redende.» Vor allem aber wirkte im 17. und 18. Jahrhundert – nicht nur in der Schweiz – das Vorbild des absolutistischen französischen Hofes auf die höheren Gesellschaftsschichten. Dem entsprechend zeigt der patrizische Wortschatz einen grossen Einfluss des Französischen, auf den vermutlich auch die als nobel geltende Aussprache des *r* als Halszäpfchen-*r* zurückzuführen ist. Die Einflechtung französischer Elemente in die Mundart datiert aus dieser Zeit. Da die deutsche Schriftsprache vor allem für die regierende Oberschicht von Bedeutung war, finden sich in der Mundart der Oberschicht verschiedene Elemente, die sich auf schriftsprachlichen Einfluss zurückführen lassen. In den meisten Fällen sozialer Differenzierung zeigt nämlich die Oberschicht die schriftnäheren Formen als die Unterschicht. Die Oberschicht zeigt keine Vokalisierung des *l*, also *Vogel* gegenüber dem *Vogu* der Unterschicht, sie zeigt keine Velarisierung des *-nd*, also *Hund* gegenüber unterschichtigem *Hung*, und sie zeigt bei weiblichen Substantiven wie *Zeitung*, *Regierung* vermehrt die Endung *-ung*, wo die Unterschicht gemeinschweizerdeutsches *-ig* gebraucht. Auf der anderen Seite entwickelte die in der Matte wohnende Unterschicht eine Sondersprache, die ebenfalls einen Anteil internationaler Fremdwörter enthält. Diese stammen aber weniger aus der französischen Kultursprache, sondern haben ihre Wurzeln oft in der Sprache der Fahrenden oder über die Vermittlung der Händlersprache dem Jiddischen. Diese Fremdwörter stammen also eher aus einer internationalen Unterschichts-

sprache. Zudem zeigt sich in der Matte eine Geheimsprache mit Silbenderrehung und Vokalersetzung als Charakteristikum.

Die «normale» Sprache der Unterschicht steht dagegen in engem Kontakt zur Bauernsprache der Umgebung. Viele Arbeiter und Handwerker sind selbst aus der bäuerlichen Umgebung in die Stadt gezogen, weil die Verdienst- und Aufstiegsmöglichkeiten in der Stadt attraktiver schienen als der Status als abhängiger Knecht auf einem Bauernhof. Auch diejenigen, die schon länger in der Stadt wohnen, haben noch häufig verwandtschaftliche Bande in die Umgebung.

Mit dieser Differenzierung soll nicht gesagt werden, dass die sozialen Schichten nichts miteinander zu tun hatten. Patrizier hatten ihre der Unterschicht angehörenden Hausangestellten, sie waren auf die Arbeit der Handwerker, der niederen Beamten angewiesen. Händler und Gewerbetreibende hatten ihre Kunden in allen Schichten. Handwerker verhandelten mit Auftraggebern aus der Oberschicht oder ihrer Vertreter. Pächter bearbeiteten das Land der Patrizier. Arme Städter arbeiteten als Hausangestellte bei Patriziern oder wohlhabenden Burgern. Auch wenn viele dieser Beziehungen zwischen den Schichten ihre Wurzeln im beruflichen Tätigkeitsbereich hatten, so konnten sie auch intensiv und herzlich sein. Kontakte zu Trägern anderer Sprachschichten bestanden also, da aber die soziale Migration noch sehr eingeschränkt war, gab es wenig Druck, sich sprachlich einer anderen, vor allem einer höheren Schicht anzupassen.

2. Soziale Migration macht Sprache zum Identitätsmerkmal

Die französische Revolution, die Errichtung der Helvetik, vor allem aber die Regeneration erzwangen auch in Bern eine politische Umstrukturierung. Die bis dahin alleine regierenden Patrizier gaben, wie erwähnt, Macht und Privilegien ab. Die familiäre Herkunft garantierte nun nicht mehr Teilhabe an der Macht. Reiche Händler und Inhaber grösserer Handwerksbetriebe oder kleinerer Unternehmen sowie die ersten Industriellen und besonders die bisher nicht an der Regierung beteiligte Landschaft machten den Burgern und Patriziern ihre Pfründe streitig. Andererseits strebten

mit der Einführung der Gewerbefreiheit vermehrt Arbeiter in die Bereiche der Mittelschicht. Die Kontakte zwischen den verschiedenen Sprachschichten wurden intensiver, denn einerseits begannen sich durch die einsetzende soziale Migration die Gesellschaftsschichten zu vermischen, andererseits wurden Vertreter bisher verschiedener Stände zu gleichberechtigten Partnern oder Konkurrenten. Zu den nun gelockerten sozialen Grenzen kommt die bedeutende geographische Migration und die Vergrößerung der Stadt hinzu, die alle sozialen Gruppen der Stadt erreicht.

Die nun mögliche soziale Migration würde theoretisch eine Anpassung an die Sprache der Oberschicht fördern. Da die politischen Umwälzungen die ehemalige Oberschicht ganz von der politischen Bühne vertrieben hatten, hatte auch deren Sprache an Attraktivität verloren. Die neuen Herrscher, die mehrheitlich aus der Landschaft kamen, sprachen keine einheitliche Varietät.

Die soziale Umschichtung traf vor allem die alte städtische Oberschicht, die im Kanton Bern der Regeneration überhaupt nicht in der Regierung vertreten war. Im neuen Bern konnte sie keine Privilegien mehr geltend machen, sie unterschied sich nicht mehr von neureichen Aufsteigern und Zuwanderern. In dieser Zeit wurde für sie die Sprache zu einem bewusst gepflegten Merkmal, um sich vom «gemeinen Volk» und überdies von der neuen politischen Macht abzugrenzen. Bald übernahmen aber auch soziale Aufsteiger und etablierte Zugezogene, die oft auch in das städtische Bürgerrecht aufgenommen wurden, diese sprachliche Haltung. Da sich die Oberschicht nicht wie in Deutschland mittels einer schriftsprachnäheren Form vom «Pöbel» unterscheiden konnte – die Verwendung der Schriftsprache als gesprochene Umgangssprache war in der Schweiz nie ernsthaft angestrebt worden, auch wenn Mundartpessimisten dies anfangs des 20. Jahrhunderts befürchteten und deutschnationalistische Sprachpfleger es beschworen –, wurde eine stilisierte «gute» Mundart zum Zeichen einer Oberschicht propagiert², die auch ihren literarischen Niederschlag fand. Diese sozial

2 Eine Darstellung dieser Entwicklung findet sich bei Walter Haas (1992).

markierende Mundart betonte Elemente, die früher eher in der Oberschicht gebraucht wurden, konkurrierende Formen wurden als unfein und derb abgetan, die einem Zugewanderten, Bauern oder Arbeiter wohl anstehen, nicht aber einem Bürger. Die sprachliche Nähe der Mundart der städtischen Unterschicht zur Landmundart führt dazu, dass Oberschichtssprecher zwischen Stadtberndeutsch und Landberndeutsch unterscheiden, wobei mit Stadtberndeutsch das patrizische und bürgerliche Stadtberndeutsch gemeint ist, während Landberndeutsch auch das Stadtberndeutsch der Unterschicht bezeichnet.

Das Sprachbewusstsein etablierte sich also zuerst als Zeichen der alten Oberschicht, die in der Sprache einen Reflex der alten Grösse erblickt. Bald schon wurde dieses Sprachbewusstsein von der gesamten Oberschicht geteilt wie in anderen Sprachgebieten auch. Indem man den Sprachgebrauch anderer Gruppen als unfein bezeichnete und diese Varianten selbst vermied, markierte man die Zugehörigkeit zur Oberschicht. Einzelne Sprecher und Sprecherinnen der Unter- und Mittelschicht übernehmen diese Varianten durch den Kontakt mit der Oberschicht oder – vor allem unter der Mittelschicht – um sich sozial nach oben anzupassen. Das damit verbundene Sprachbewusstsein ergriff dann auch weitgehend die städtische Mittelschicht, die die Berndeutschliteratur rezipierte und da auch ihre sprachlichen Vorbilder fand, konnte aber kaum auf die Unterschicht übergreifen.

3. Betonung der Gemeinsamkeiten im Zweiten Weltkrieg

Die Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges markierte in der gesamten Deutschschweiz einen Gesinnungswandel dahingehend, dass Gemeinsames betont wurde und Trennendes überspielt. Bewusst gepflegt wurden Vereine, die Ober- und Unterschicht zusammenbringen sollten, wie die Pfadfinderbewegung. Wichtig war es jetzt Schweizer bzw. Berner zu sein und nicht Bürger oder zugezogener Arbeiter. Die sprachlichen Gewohnheiten konnten zwar nicht plötzlich abgelegt werden, aber sie waren nicht mehr so wichtig. Wer das *l* vokalisierte, war nicht mehr ein schlechterer Berner

als derjenige, der es als *l* aussprach. Jeder Variante wurde ihr Wert an ihrem Platz zugestanden. Varianten der Unterschichtssprache wurden so von Oberschichtssprechern als gleichwertig akzeptiert. Somit wurden in dieser Zeit, «mit einer künstlich getriebenen Liebe zur Mundart» (Heinrich Baumgartner 1940, 45), vermehrt Elemente tieferer sozialer Schichten in die Sprache der Oberschicht aufgenommen.

4. Wiederauflebenlassen alter Gegensätze

Schon gegen Ende des Zweiten Weltkrieges wurden die alten Gegensätze wieder wichtiger, die sozialen und sprachlichen Unterschiede wurden wieder betont. Im «Bund» entwickelte sich in Leserbriefen ein Disput um das richtige Berndeutsch: Bürgerliche Sprachpfleger wehrten gegen das «proletarische Stadtberndeutsch», welches «das Idiom des Mittelstandes beinahe verdrängt hat». Gegenstimmen traten für Toleranz gegenüber den Landmundarten ein. Die Entwicklung zur Aufweichung der Grenzen zwischen den verschiedenen Varianten des Berndeutschen liess sich jedoch nicht rückgängig machen, zudem zeigte die stärker werdende soziale und geographische Migration ihre Wirkung. Sprachpfleger berufen sich immer noch auf die alten Zustände, ihre Position wird durch die neuen Bevölkerungsverhältnisse immer schwächer. In der vermehrten Verwendung von Mundart in Radio und später auch Fernsehen bietet sich ausserdem für breite Kreise ein bisher nicht gekannter Kontakt zu weiteren Mundarten; die «Reinheit» der burgerlichen Stadtmundart aufrechtzuerhalten wird immer schwieriger.

5. Sprachdurchmischung: Verlust der Sprache als sozialen Marker

Die letzte Mundartwelle seit den späten 1960er Jahren markiert auch weitgehend eine Abwendung von der althergebrachten Mundart, die es zu pflegen gilt. Mundart bedeutet auch für Vertreter der Oberschicht nicht mehr Tradition, sondern Umgangssprache, die offen sein muss für neue sprachliche Elemente. Das zeigt sich mehrfach in den Interviews. Auch Sprecher, die ihre Mundart pfe-

gen, wollen nicht das *bluemetete Trögli* pflegen, sondern eine aktuelle Mundart sprechen. Diese Hinwendung zu umgangssprachlichen Formen ist keine deutschschweizer Besonderheit, sondern entspricht einer Entwicklung im gesamten deutschen Sprachgebiet, weg von der stilisierten Hochsprache hin zur salopperen Umgangssprache. Das zeigt sich auch in der Mundartliteratur: Im Mundarttheater hat sich diese Tendenz zur Alltagssprache schon länger abgezeichnet, nun ist auch die literaturfähige Mundart in Lyrik und Prosa ist nicht mehr die Sprache der Romane von Rudolf von Tavel, sondern ein Abbild der Alltagssprache. Der Untertitel *vierzig gedicht ir bärner umgangssprach* zu Kurt Martis *rosa loui* von 1967 macht dieses veränderte Sprachbewusstsein deutlich.

Für weite Kreise verliert deshalb die Mundart ihre Norm, man spricht wie einem der *Schnabel*, bzw. der *Schnabu* gewachsen ist und wie die anderen sprechen. Zudem fällt eine Wertung anderer Mundarten und anderer mundartlicher Sprachschichten für viele Sprecher weitgehend weg. Oft werden Unterschiede sogar nicht mehr wahrgenommen. Die Sprache verliert damit eine Markierfunktion. Man kann seine soziale Position nicht mehr ausdrücken, indem man ein bejahendes *iu* verwendet oder das *l* nicht vokalisiert, oder wenn man letzteres trotzdem noch durchgehend macht, so muss man damit rechnen, sich als Snob und Ewiggestriger lächerlich zu machen. An die Stelle von sozial differenzierenden Sprachen treten nun temporär verwendete Gruppensprachen, die Abgrenzungsfunktionen gegen Aussen übernehmen. Mit der Häufung bestimmter Wörter, Ausdrücke, Metaphern oder Intonationsmustern bekennt man sich zu einer Gruppe, ausserhalb der Gruppe werden diese Muster aber viel seltener verwendet.

Welche dieser Stufen können gezeigt werden?

Diese schemenhafte Darstellung zeigt die Grundzüge der Entwicklung des Sprachbewusstseins, wobei es jeweils immer Vorläufer und Nachzügler gibt. Schon Heinrich Baumgartner (1940) weist da-

rauf hin, dass vor allem die Oberschicht das Bestreben hat, die Sprache zu bewahren. Die eingessene Unterschicht zeigt ein weniger reflektiertes Festhalten an älteren Sprachformen, während Mittelschicht und Zugezogene, die zwischen Assimilation und alter Heimat schwanken, die grösste Labilität und die meisten Neuerungen zeigen. Diese Verteilung spiegelt sich auch in den vorliegenden Aufnahmen: Rudolf von Fischer und J. Harald Wäber haben noch ein ausgeprägtes Bewusstsein für die verschiedenen Sprachformen, sie pflegen das burgerliche Stadtberndeutsch, auch wenn man damit manchmal anstösst, wie das J. Harald Wäber mehrmals bemerkt. Bei den Sprechern aus dem ehemaligen Unterschichtsquartier, der Matte, ist das Bewusstsein für die eigene «normale» Sprachform weniger ausgeprägt, wie Fredi Kuenzi das ausdrückt *Für üüs isch das Bäärndütsch gse*. Jedoch hat das Mattenenglische für sie einen Sonderstatus, zudem ist das Kirchenfeld-*l*, das nicht vokalisiert *l* der Oberschichtssprache, bekannt und natürlich die Differenzen zu anderen Berner Mundarten, wie Seeländer oder Emmentaler Mundarten. Die Sprecher der Mittelschicht differenzieren weniger. Im Interview mit Andi Hug werden Elemente von heutigen Gruppensprachen thematisiert. Diese inhaltlichen Aspekte widerspiegeln sich auch in der Sprache selbst.

Sprachporträts – Die Auswahl der Sprecher

Das Projekt will einen Einblick in die sprachlichen Varietäten der Berner Stadtsprache geben. Deshalb wurden einige «typische» Sprecher ausgewählt, die ihre Sprache und ihre Sicht vom Berndeutschen präsentieren. Die Auswahl ist aber keinesfalls repräsentativ, denn Sprache ist immer im Wandel und bestimmte Ausprägungen können sich durchsetzen, während andere verschwinden. Mit dieser Sammlung wollen wir einen Einblick in das Sprachleben der Stadt Bern geben und besonders zwei der bedrohten Varietäten, das burgerliche Berndeutsch und das Mattenenglische, dokumentieren. Das unmarkierte Berndeutsch ist dem entsprechend in der Sammlung unterrepräsentiert.

Das burgerliche Berndeutsch steht im Zentrum der ersten CD. Es ist mit der historischen Aufnahme von Adele von Tavel und zwei Neuaufnahmen mit dem Altburgerratspräsident Rudolf von Fischer und mit dem Direktor der Bürgerbibliothek J. Harald Wäber vertreten. Diese Varietät hat auch ihren literarischen Niederschlag in den Werken Rudolf von Tavels gefunden, von dem zwei Texte gelesen werden. Da diese Varietät heute für viele an Attraktivität verloren hat und in dieser ausgeprägten Weise vermutlich immer mehr marginalisiert wird, ist sie hier nochmals festgehalten. Obwohl der Grossteil der Berner Burgerschaft auch heute noch sehr sprachbewusst ist, so gehen doch immer wieder einzelne Elemente des älteren burgerlichen Berndeutschen verloren. Wie dieses im Extremfall abgeschwächt werden kann, dafür kann die Aufnahme mit Michael von Graffenried stehen, der aus einer patrizischen Familie stammt, die sprachliche Bindung aber weitgehend aufgegeben hat.

Der Niedergang trifft am andere Ende des soziolinguistischen Spektrums sogar noch mehr das Mattenenglische. Das Berner Mattenenglisch, der Jargon des Mattenquartiers, wird nicht mehr verwendet, seit die Matte nicht mehr Unterschichtsquartier ist. Die Pflege der quartierbezogenen Geheimsprache im Mattenenglischklub hat nunmehr wenig mit einer lebendigen Realität zu tun. Mit dem Gespräch zwischen Roger Fridelance, Antoinette und Alfred Küenzi demonstrieren Vertreter der letzten Generation, die das Mattenenglische noch in den Strassen der Matte gelernt haben, wie die Geheimsprache neben einem für sie unmarkierten Berndeutsch der Matte verwendet wurde.

Als Gegenpol zu diesen heute exotischen oder markierten Varianten stellt die Aufnahme mit dem Lehrer und Liedermacher Ruedi Krebs ein für viele «normales» städtisches Berndeutsch dar. Das Interview mit Andi Hug zeigt einige Einblicke in die Sprache der alternativen Szene Berns, die neben genuin berndeutschen Mundartelementen Elemente einer gesamtschweizerdeutschen und teilweise gesamtdeutschen Szenesprache enthält. Dabei muss aber klar sein, dass in der formalen Interviewsituation nicht eine Gruppen- oder Szenesprache gesprochen wird, sondern nur einige Aspekte

thematisiert werden und sprachlich anklingen. Das Gespräch mit René Pignolo zeigt eine Varietät der in Bern etablierten Romands, die Berndeutsch auf einer welschen Grundlage sprechen.

Neben diesen Vertretern der Stadtmundart kommen auch die Interviewer zu Wort: Der betont burgerliches Berndeutsch sprechende Paul Schenk, der selbst nicht burgerlicher Herkunft ist, im historischen Interview, der Seeländer Roland Ris und die Städterin Christine Wirz.

Diese Zusammenstellung bringt deutlich zum Ausdruck, dass vieles fehlt, was in der Stadt Bern gehört werden kann und die Gesamtheit des Berndeutschen ausmacht: Porträts von Tramfahrern, Zweitgeneration-Italienern, Bundesbeamtinnen, Schülern, Marktfahrern, eingewanderten Emmentalern oder Oberländern, Junkies, Banquiers, dem Mann und der Frau von der Strasse ...

Die vorliegenden Daten sind alle in der selben Situation, einem Interview, erhoben worden. Vieles was eine individuelle oder soziale Varietät ausmacht, wird jedoch nur in bestimmten Situationen realisiert, im Gespräch mit Arbeitskollegen, in der Familie, in der Bar. All diese Bereiche können mit den vorliegenden Aufnahmen nicht abgedeckt werden. Die Publikation ist aber dadurch gerechtfertigt, dass schon diese Interviews, diese Sprachporträts einen vertieften Einblick in das Stadtberndeutsche geben.

Welche sprachlichen Merkmale gelten als sozial differenzierend?

Aus den Interviews geht hervor, dass noch immer von allen Kreisen die Vokalisierung des *l* als sozial differenzierendes Merkmal wahrgenommen wird: Das burgerliche Berndeutsch zeigt *l*, während die übrigen Varianten *ɥ* zeigen. Auch einzelne lexikalische Besonderheiten werden mehrfach erwähnt. *Giele u Modi* gegenüber burgerlichem *Buebe und Meitschi* oder *hocke* gegenüber *sitze*. Nur die beiden sprachbewussten burgerlichen Sprecher erwähnen andere Unterscheidungsmerkmale:

- Die Velarisierung des *-nd* bei nicht-bürgerlichen Sprechern: *Hung* statt *Hund* 'Hund', *gfūnge* statt *gfunde* 'gefunden'.
- Das bürgerliche Berndeutsch zeigt öfters die Endung *-ung* für einen Teil der weiblichen Substantive, wo sonst gemeinschweizerdeutsches *-ig* erscheint, zum Beispiel *Zitung* gegenüber *Zitig* 'Zeitung', *Regierung* gegenüber *Regierig* 'Regierung'.
- Bürgerliches Berndeutsch hat die verbalen Langformen *gan̄ge/nāme/gābe/chönne* 'wir gehen/nehmen/geben/können' gegenüber *mir gaa/nää/gää/chöi* im nicht-bürgerlichen Berndeutschen.
- Bürger verwenden das *und* gegenüber dem verkürzten *u* für 'und'.
- Typisch für das bürgerliche Berndeutsch ist die häufigere Verwendung von französischen Elementen.
- Bei Bürgern ist das Halszäpfchen-*r* häufiger zu finden als bei Nicht-Bürgern.

Zusätzlich zu diesen in den Interview genannten und also noch heute bekannten Unterscheidungskriterien erwähnte Heinrich Baumgartner (1940) in seinem Aufsatz zu den verschiedenen sozial markierten Varietäten weitere Aspekte:

- Bürgerliches *ging* für 'jeweils, immer' steht nicht-bürgerlichem *gāng, geng* gegenüber.
- Bürger verwenden *abe, ufe, ine* 'hinab, hinauf, hinein', während Nicht-Bürger *ache, uche, iche* gebrauchen wie in nördlichen und westlichen Teilen des ländlichen Berndeutschen.
- Bürgerliches *tief* 'tief' steht gegenüber nicht-bürgerlichem und ländlichem *töif*.
- Bürger verwenden *füüf, fiischter* 'fünf, finster' während Nicht-Bürger *föif, feischter* brauchen.
- Bürger haben eine höhere Sprechlage.

Neben diesen Aspekten sind natürlich lexikalische Differenzen unter den verschiedenen Sprachschichten festzustellen, die sich in verschiedenen Wörterbüchern und -sammlungen finden.

Mattenenglisch und Mattenberndeutsch³

Eine Sonderstellung innerhalb der Berner Varietäten nimmt die Sonder- und Geheimsprache Mattenenglisch ein. Seinen Name hat es weniger aus dem Englischen als vielmehr aus einem Teil des Mattenquartiers, der Mattenenge. Die Matte ist das älteste Berner Industriequartier und war lange das Wohnquartier der städtischen Unterschicht. Diese Unterschicht verwendet in ihrem normalen Sprachgebrauch eine Menge Wörter, die von der Oberschicht als derb abgelehnt wird: In den Aufnahmen finden sich *hocke*, *gheie* und *Schnure* für *sitze*, *falle* und *Mußl*. Neben mehr oder weniger sesshaften Handwerkern wohnten damals in der Matte auch Flösser und Schiffer, die mit ihren Ladungen die Aare und den Rhein hinunter bis nach Holland zogen, um ihre Ware und Schiffe zu verkaufen. Diese Reisenden brachten Wörter aus dem Rotwelschen und dem Jargon einer internationale Gaunersprache in das Mattenquartier, wo sich damit eine Quartiersprache entwickelte, die Aussenstehenden oft unverständlich war, und es manchmal auch sein sollte. Im Interview erscheinen aus dieser Sprachschicht *Giŭ*, *iu*, *Leem* 'Knabe, ja, Brot'. Zudem ist diese Mundart offen gegenüber deutschen Slangausdrücken, die sich auch in anderen Schweizer und deutschen Gassensprachen finden.

Vor allem aber zeigt sich eine Vielzahl von Ableitungen und Verkürzungen berndeutscher Wörter, die sich im gepflegten bürgerlichen Berndeutschen nicht finden. Fast jedes Substantiv kann mit verschiedenen Suffixen verändert werden. Häufig ist für Substantive eine Ableitung auf *-el*, die mit der unterschichtigen Vokalisierung zu *-u* wird, dazu kommt vielfach noch ein Umlaut. So wird aus *Roote* 'Rotwein' *Röötel*, mit Vokalisierung *Röötu*, aus *Matte*

3 Seit der ersten ausführlichen Beschreibung des Mattenenglischen durch Otto von Greyerz (1929) ist eine Diskussion um die Definition des Mattenenglischen geführt worden. Während Otto von Greyerz und mit ihm Roland Ris (1989) die Sondersprache des Mattenquartiers als Mattenenglisch bezeichnet, will der Mattenenglisch-Club (1969) nur die I-E-Geheimsprache als Mattenenglisch gelten lassen. Ich halte mich hier an die Position von Otto von Greyerz und Roland Ris.

wird *Mättu*. *Schöggü* steht für 'Schokolade'. Personenbezeichnungen werden häufig mit *-ler* und *-eler* gebildet, *Pöschteleler* findet sich im Interview für den 'Postbeamten' oder *Hundertzwänzgkilööler* für den 120 Kilogramm schweren Polizisten. Feminina werden mit *-ere* gebildet, das auch häufig den zweiten Teil von Ortsbezeichnungen ersetzt. Aus der Badgasse wird die *Baaggere*. Ableitungen finden sich auch häufig bei Verben: aus *schlaa* 'schlagen' wird *schlagerle*, aus *schutte* 'Fussball spielen' wird *schuttere*. Zudem zeigt das Berndeutsche der Matte weitere Ableitungssilben wie *-äng*, *Stibäng* für 'Stadt', oder *-sche*, *Gääbsche* für *Uufgabe* 'Aufgaben', wobei auch gleich noch die Vorsilbe weggelassen wird.⁴

Wenn dieses für die *Mätteler* «normale» Berndeutsch dann noch weiter verfremdet werden sollte, damit die Obrigkeit, sei es der Polizist oder Lehrer, es nicht versteht, so wurde das Ganze – wie in vielen anderen Geheimsprachen auch – durch Wortverdrehung und Lautveränderungen unkenntlich gemacht. Dabei gelten die folgenden Regeln: Fängt ein Wort mit einem oder mehreren Konsonanten an, so werden diese weggelassen und an den Schluss des Wortes gehängt. Der nun anlautende Vokal wird zu einem *İi* oder *i* und am Schluss des Wortes wird *ęę* angehängt. Aus bubensprachlichem *Leist* [Lehrer] wird mattenenglisch *İist-leeę*, aus *Hung* 'Hund' wird *Ing-heęę*. Aus *Chatze* 'Katzen' wird *İitzecheęę*, aus mattenbern-deutschem *Baaggere* für 'Badgasse' wird mattenenglisch *İiggere-beęę*. Pro- und enklitische Pronomen bleiben beim Wort, aus bern-deutschem *weimer* 'wollen wir' wird *İimer-weęę*. Diese I-E-Sprache konnte auch umgedreht als E-I-Sprache verwendet werden.

4 Eine über die in den vorliegenden Aufnahmen vorkommenden Aspekte weit hinausgehende Darstellung von Besonderheiten findet sich bei Roland Ris (1989).

Wie verwenden die Sprecher die bekannten soziolektalen Merkmale?

Um zu zeigen, wie stark diese Elemente die sozialen Gruppen auch in der Sprachverwendung noch unterscheiden, wurden sie gezählt. Die folgende Tabelle zeigt in der ersten Zeile die Gegenüberstellung der ober-schichtigen Variante auf der linken Seite des /, auf der rechten Seite steht die unter-schichtige Variante. Anschliessend wird die Verwendung der beiden Varianten durch die einzelnen Sprecher dargestellt, wonach der Prozentsatz unter-schichtiger Formen folgt; bei kurzen Interviews oder wenigen Gesprächsbeiträgen ist diese Zahl natürlich vorsichtig zu interpretieren. Aufgeführt ist in den ersten zwei Spalten die Vokalisierung des *l*, und zwar zuerst als Doppelvokal in 'Keller, Ball' u. ä. und dann als einfacher Vokal in 'alt, Vogel, Stuhl' u. ä. Anschliessend wird die Velarisierung von *-nd* gezeigt also *Hund* gegenüber *Hung* 'Hund'. Die dritte Spalte zeigt die Verwendung der Endung *-ung* und *-ig*, dann folgt die Verwendung der Langformen, bzw. Kurzformen der Verben 'gehen, stehen, lassen, nehmen, können', die letzte Spalte stellt das volle *und* dem verkürzten *u* gegenüber. Nicht enthalten in diesen Listen sind Beispiele und Zitate anderer Sprechweisen, wenn beispielsweise Rudolf von Fischer die *Schnabü*-Geschichte erzählt oder Antoinette Küenzi vom *Chirchefäld-Äll* spricht.

Die Tabelle auf Seite 24 zeigt deutlich, dass ein Unterschied zwischen den Sprechern besteht: Die ersten drei Sprecher zeigen keine unter-schichtigen Formen, bei Rudolf von Fischer finden sich vereinzelt bei *-ig* und bei *und* Formen, die nicht dem tradierten burgerlichen Stadtberndeutsch entsprechen. Eine Sonderstellung nimmt René Pignolo ein: Er übernimmt als Sprecher französischer Muttersprache nur die gemeinschweizerdeutsche Form *-ig*. Die übrigen Belege zeigen immer die ober-schichtige Form. Dies ist jedoch weniger als Adaptation der ober-schichtigen Variante zu verstehen, sondern vielmehr als die schriftsprachnähere Form, die sich mit der Ober-schichtsvariante deckt. Bei der Vokalisierung des *l* kann jedoch die Haltung der Ober-schicht einen Einfluss haben, denn auch

Sprecher/Sprecherin	ll/ʉʉ	% ʉʉ	l/ʉ	% ʉ	nd/ng	% ng	ung/ig	% ig	IV/kV	% kV	und/u	% u
Paul Schenk	3/0	0	6/0	0	1/0	0					3/0	0
Adele von Tavel	1/0	0	11/0	0	2/0	0					15/0	0
J. Harald Wäber	17/0	0	62/0	0	11/0	0	2/0	0			43/0	0
Rudolf von Fischer	27/0	0	92/0	0	24/0	0	6/2	25	3/0	0	126/5	4
René Pignolo	13/0	0	58/0	0	0/0	0	3/8	73			51/0	0
Roland Ris	6/0	0	23/3	12 ⁵	3/0	0	0/5	100	0/1	100	14/2	13
Michael v. Graffenried	10/0	0	61/15	20	6/5	45	0/9	100	0/2	100	84/4	5
Ruedi Krebs	1/24	96	22/60	73	9/16	64	0/11	100	0/3	100	8/45	85
Christine Wirz	1/15	94	13/44	77 ⁶	3/2	60	0/4	100	1/1	50	9/9	50
Andi Hug	4/22	85	7/69	91	16/7	72	0/8	100	0/3	100	20/31	61
Antoinette Küenzi	0/3	100	3/29	91	0/6	100	0/3	100			4/20	84
Fredi Küenzi	0/4	100	3/43	93	0/3	100	0/1	100			7/6	46
Roger Fridelance	2/20	91	3/68	96	5/39	88	0/6	100	0/4	100	4/76	95

5 Roland Ris zeigt nur im Mattenenglisch-Gespräch Vokalisierungen.

6 Christine Wirz zeigt nicht in allen Interviews einen gleich hohen Anteil Vokalisierungen: Die folgende Tabelle stellt die Anteile an Vokalisierung mit den einzelnen Gesprächspartnern in Verbindung:

Gesprächspartner	ll/ʉʉ	% ʉʉ	l/ʉ	% ʉ
Michael v. Graffenried	0/1	100	1/8	89
Ruedi Krebs	1/8	89	10/17	63
Andi Hug	0/3	100	1/12	92
René Pignolo	0/3	100	1/7	88

René Pignolo wertet die Vokalisierung als unfein. Eine Zwischenposition nehmen der aus dem Seeland stammende Sprachwissenschaftler Roland Ris und der aus patrizischem Geschlecht stammende, aber nicht sprachbewusste Fotograf Michael von Graffenried ein, wobei Roland Ris bei der stark markierten Velarisierung von *-nd* keine unterschichtigen Formen aufweist. Die übrigen Sprecher zeigen dann wieder eine relative Einheitlichkeit bei teilweise schwacher Beleglage, wobei anzumerken ist, dass ausser beim gemeinschweizerdeutschen *-ig* und bei den Sprechern mit wenigen Belegen immer eine Variabilität zwischen als ober-schichtig und unterschichtig bezeichneten Merkmalen vorliegt.

Die übrigen oben erwähnten Merkmale lassen sich, weil sie selten oder schwierig auszuzählen sind, nicht in einer Tabelle darstellen. Nicht berücksichtigt sind lexikalische Aspekte. Keine Person verwendet die noch von Heinrich Baumgartner (1940) erwähnten Unterschichtsformen *ache*, *uche*, *iche* für 'hinunter, hinauf, hinein', während sie bei allen Gruppen als *abe*, *ufe*, *ine* vorkommen. Nicht mit anderen Faktoren korreliert auch die Verwendung von *ging* und *gäng*, *geng*: J. Harald Wäber und Roger Fridelance brauchen *ging*, alle übrigen *geng*. Rudolf von Fischer verwendet einmal erwartungsgemäss das burgerliche *tief*, während andere Belege nicht vorliegen. Rudolf von Fischer zeigt *füüf*, aber dieses findet sich auch bei Antoinette Kuenzi. Das Halszäpfchen-*r* verwendet einzig Adele von Tavel. Roger Fridelance zeigt die als unterschichtig gekennzeichnete Diphthongierung beim *n*-Schwund vor Reibelaut, er verwendet *töikt* 'dückt', aber auch *Fänschter*. Die Geheimsprache des Mattenenglischen wird nur als Demonstrationsmundart von den *Mättelern* verwendet, zudem findet es sich in wenigen Zitaten bei Rudolf von Fischer, der zwar einzelne Elemente davon kennt, es aber selbst nicht spricht.

Die Auflistung lässt also den Schluss zu, dass burgerliche Sprecher eine einheitlichere Sprache verwenden als die übrigen Sprecher. Diese Einheitlichkeit der Mundart mit dem bewussten Verzicht auf die Möglichkeiten der Varianz wird als gepflegte Sprache gekennzeichnet.

Sprecher/Sprecherin	ii/ii	% ii	uu/uu	% uu	üü/üü	% üü	ii, uu, üü/ ii, uu, üü	% ii, uu, üü
Adele von Tavel	1/0	0	1/1	50	3/0	0	5/1	17
Rudolf von Fischer	24/6	20	17/7	29	44/11	20	85/24	22
Christine Wirz	9/7	43	12/0	0	16/4	20	37/11	23
Roland Ris	5/1	16	7/2	22	6/3	33	18/6	25
Andi Hug	22/9	31	4/3	42	25/6	19	51/18	26
Ruedi Krebs	22/14	38	4/1	20	20/5	20	46/20	30
J. Harald Wäber	17/7	29	8/5	38	10/6	38	35/18	32
Roger Fridelance	13/5	28	16/4	20	14/11	44	43/20	32
Paul Schenk	1/1	50	1/1	50	2/0	0	4/2	33
Fredi Kützenzi	11/3	21	7/6	46	10/13	57	28/22	44
René Pignolo	4/16/4(ät)	80	6/3	33	15/1	6	25/20	44
Antoinette Kützenzi	2/4	67	0/2	100	2/3	60	4/9	69
Michael v. Graffennied	4/25	86	0/19	100	1/4	80	5/48	91

Abweichung von tradierten Formen

Der *Sprachatlas der deutschen Schweiz SDS* (1962–1997) mit Aufnahmen aus den 1940er Jahren weist für das gesamte Berndeutsche eine Unterscheidung von offenen und geschlossenen Hochzungenvokalen *i*, *u* und *ü* auf. Also beispielsweise *Züüg* 'die Züge' für ehemals kurzes *ü*, gegenüber *Züüg* 'das Zeug' für das schon im Mittelhochdeutschen lang realisierte *ü* (geschrieben *iu*), das heute in der Standardsprache als *eu/äu* erscheint. Diese traditionelle Unterscheidung wird von allen Sprechern der vorliegenden Aufnahmen nicht mehr konsequent durchgehalten. Die Aufstellung auf Seite 28 zeigt die Vertretung von traditionell geschlossenem *ij*, *uj* und *üj* gegenüber *ii*, *uu*, und *üü* in betonter Position. Die letzte Spalte zeigt die Gesamtvertretung aller Hochzungenvokale.

Aus der Tabelle auf Seite 26 wird deutlich, dass alle Sprecherinnen und Sprecher von der tradierten Form abweichen. Die Abweichung ist nicht in allen Fällen gleich stark. Eine Gliederung der Sprecher auf Grund ihrer sozialen Herkunft ist kaum möglich. Die Vertreter der traditionellen Unterschicht zeigen zwar etwas häufiger die Abweichung von der Trennung von geschlossenen und offenen Varianten. Roger Fridelance als ehemaliger *Mätteler* und der sprachbewusste burgerliche Sprecher J. Harald Wäber (und Paul Schenk, der weitgehend den burgerlichen Sprachgebrauch angenommen hat, dessen Daten aber nur schwach belegt sind) zeigen einen identischen Wert. Die mit Abstand grösste Abweichung findet sich aber bei Michael von Graffenried, der selbst patrizischen Hintergrund hat, aber als «Wanderer» keine sprachpflegerische Haltung an den Tag legt. Es scheint sich also hier eine langsame Auflösung von alten Differenzierungen abzuzeichnen, diese ist jedoch nicht an eine sprachliche Schicht gebunden, sondern verteilt sich über Generationen und soziale Schichten.

Pragmatische Unterschiede

Einer der offensichtlichsten Unterschiede, der sich in diesen Interviews zeigt, liegt nicht auf der sprachsystematischen Seite, sondern auf der Seite der Sprachverwendung in der bestimmten Situation. Was macht – etwas überzeichnet – eine Interviewsituation aus? Jemand hat ein Mikrofon und darf Fragen stellen, der Befragte antwortet auf diese Fragen im Bewusstsein, dass die Antwort nicht nur für den Fragenden bestimmt sind, sondern auch für eine nicht anwesende Hörerschaft. Die Interviewsituation wird nun auf verschiedene Arten interpretiert:

- Die Situation wird als formelle Situation, wie oben beschrieben wahrgenommen. Die Interviewpartner lassen sich grundsätzlich auf die Rolle als Befragte ein und sie wenden sich in der Formulierung ihrer Antworten an ein grösseres Publikum. Die Aussagen sind möglichst eindeutig, die Artikulation ist deutlich, auf Füllwörter wird verzichtet. Mit individuellen Differenzen nehmen diese Position Rudolf von Fischer, Adele von Tavel, J. Harald Wäber und René Pignolo ein.
- Abweichend von dieser Standardlage hat das Interview mit Ruedi Krebs viel stärker einen Gesprächscharakter, denn der Befragte stellt Gegenfragen, unterbricht die Interviewerin. Der Bezug zu einem nicht anwesenden Publikum verschwindet manchmal, denn einzelne Antworten sind durch Nebengeräusche wie Lachen undeutlich. Manche Aussagen sind deshalb von einem nicht direkt anwesenden Publikum schwieriger zu dechiffrieren. Ähnliche Züge zeigt auch das Interview mit Roger Fridelance. Er stellt zwar keine direkten Rückfragen, erwartet aber von seinem anwesenden Gesprächspartner häufig eine Zustimmung, indem er seine Aussagen mit der Fragepartikel *need* abschliesst. Zudem entsprechen die syntaktischen Verkürzungen und Auslassungen seiner Erzählungen weitgehend einer Kommunikationssituation, in der der Gesprächspartner die Möglichkeit zur Rückfrage hat, wenn er etwas nicht versteht. Noch viel ausgeprägter findet sich diese Haltung im Interview mit Andi Hug. Andi Hug definiert die

Interviewsituation als informelles Gespräch mit der Interviewerin, was vielleicht eine mehr oder weniger bewusste Ablehnung der Norm darstellt. Die vielen Ellipsen, verblosenen Sätze, semantischen Leerformeln und die oft undeutliche Aussprache verlangen häufig nach Präzisierungen, die im gesprochenen Text nicht direkt gegeben werden. Statt dessen zeigt sich eine Häufung non- und paraverbaler Signale wie Mit-den-Fingern-Schnippen oder Schnalzen, vermutlich auch nicht sichtbare Gesten, die die fehlende Informationen andeuten im Sinne von «Ja, du weisst schon, was ich meine.» Eine stark implizite Rede ist häufig ein Zeichen von Gruppensprachen, die Nicht-Eingeweihte ausschliesst. Ganz so weit geht dieses Interview nicht. Aber viel mehr als in phonetischer und lexikalischer Hinsicht deutet dieser pragmatische Bereich auf eine «Szenensprache» hin. In Ansätzen finden sich Spuren dieser Sprechweise, vor allem semantische Leerformeln, auch im Interview mit Michael von Graffenried, der die grundsätzlichen Normen des Interviews jedoch nicht in Frage stellt.

Die Interpretation einer Gesprächssituation stellt also ein deutliches soziales Unterscheidungsmerkmal dar. Während die «klassischen» Oberschichtssprecher das Interview entsprechend der Norm als formell interpretieren, zeigen sich bei den übrigen Sprechern verschiedene Abweichungen von dieser Norm. Am grössten sind die Abweichungen beim der «Szene» nahe stehenden Andi Hug, der eine viel informellere Haltung zeigt und die Norm somit implizit in Frage stellt. Ob diese Beobachtungen auf andere Situationen übertragen werden können, ist nicht gesichert, kann aber vermutet werden.

Zusammenfassung

Die Sprache der Stadt Bern ist also nicht eine Mundart, sondern eine Vielzahl von mundartlichen Varianten. Soziale Differenzierung zeigt sich im Sprachsystem weitgehend in den Aspekten, die

schon vor 60 Jahren beschrieben wurden und den Sprechern auch heute noch bewusst sind: Vokalisierung von *l*, Velarisierung von *-nd*, Kurzformen der Verben 'stehen, gehen, lassen, kommen', Kurzform *u* für und sowie die häufigere Verwendung von französischen Lehnwörtern beziehungsweise von alten mattenenglischen Wörtern. In anderen Bereichen konnten die Differenzen nicht dargestellt werden, weil die Datenlage zu klein ist, oder dann finden sich wie bei der Verteilung von *ging/geng* individuelle Muster und nicht soziale. Die auch im ländlichen Berndeutschen zu beobachtende Auflösung des Unterschieds zwischen offenen und geschlossenen Hochzungenvokalen *ij/ii*, *uɥ,uu/üü,üü* trifft alle Schichten gleich. Ein wichtiger Bereich sozialer Differenzierung, der bisher nicht beschrieben wurde, stellt die pragmatische Ebene dar, wobei hier natürlich nur eine Sprechsituation erhoben wurde. Oberschichtssprecher definieren die Interviewsituation als formeller als die übrigen Sprecher.

Stadtberndeutsch zeigt also immer noch eine soziale Differenzierung. Der Untergang des burgerlichen Stadtberndeutschen ist noch nicht so weit, wie es vor 50 Jahren befürchtet wurde. Doch muss klar sein, dass die hier dokumentierten burgerlichen Sprecher zu denjenigen gehören, die ihre Sprache bewusst pflegen und dafür auch in Kauf nehmen aufzufallen. Ihre gepflegte Sprache wird nicht die Mundart aller Bürger sein, das haben Rudolf von Fischer und J. Harald Wäber deutlich ausgedrückt. Eine so starke Mischung von Merkmalen, wie sie Michael von Graffenried zeigt, stellt den anderen Pol des burgerlichen Spektrums dar, dem sicher auch nur ein ganz kleiner Teil der jüngeren Bürger entspricht. Die I-E-Geheimsprache der Matte, aber auch ein ausgeprägtes Mattenenglisch, wie es im Interview mit Roger Fridelance und im Gespräch mit dessen Schwester und ihrem Mann demonstriert wird, sind jedoch fast gänzlich geschwunden. Sie zeigen fast nur noch folkloristische Aspekte, weil es der sozialen Grundlage als quartierbezogene Unterschichtssprache, die im Interview erwähnt wird, heute entbehrt. Einzelne lexikalische Elemente des Mattenenglischen haben sich aber erhalten und sind teilweise die mittlere Sprachschicht einge-

drungen. Die sprachliche Mittelschicht selbst, ein nicht markiertes Berndeutsches, das sich kaum von der Sprache der ländlichen Umgebung unterscheidet, hat einen weiteren Platz eingenommen. Wie jede Mittelschicht ist diese schwieriger zu definieren, weil sie auf beiden Seiten «über den Hag frisst». Die soziale Mittelschicht hatte sich früher sprachlich eher nach oben orientiert; in Bern hatten Mittelschichtssprecher burgerliche Elemente aufgenommen oder sogar bis ins Detail burgerlichen Sprachgebrauch angenommen – dafür steht beispielsweise Paul Schenk – und unterschichtliche Elemente abgelehnt. Heute sind für sie weniger einzelne Varietäten Vorbilder, an die sie sich sprachlich annähern will, vielmehr ist für die sprachliche Mittelschicht eine Mischung verschiedener Elemente charakteristisch, deren soziale oder sprachliche Herkunft kaum mehr eine Bedeutung hat. Somit nimmt die Varianz innerhalb der Mundart zu, die Anzahl Varianten der Mundart nimmt ab. Positiv ausgedrückt heisst das, die Sprecher haben mehr Möglichkeiten etwas auszudrücken, negativ ausgedrückt heisst es, sie haben keine eindeutige sprachliche Heimat mehr. Soziale Differenzierung zeigt sich also sprachlich nicht mehr in der Verwendung einer bestimmten Varietät oder bestimmter Merkmale einer Varietät, sondern in der Mischung der Merkmale. Vor allem aber – und das ist bisher noch wenig untersucht – zeigt sich eine soziale Zuordnung in der Definition von Situationen und deren sprachlicher Ausgestaltung.

Die Aufnahmen zeigen also einen schon heute etwas überholten Zustand. Als sprachliche Dokumente halten sie aber verschiedene Varietäten des Stadtberndeutschen fest, welche in 50 Jahren so nicht mehr bestehen werden. Das trifft nicht nur für das von seinen Sprecherinnen und Sprechern als bedroht angesehene burgerliche Stadtberndeutsche und das schon fast museale Mattenenglische zu, sondern auch für die sich heute ausbreitenden unmarkierten Varietäten und Varianten des Berndeutschen. Wenn wir mit diesen Aufnahmen nicht die Sprache vor dem Untergang oder Wandel – je nach Sichtweise – bewahren können, so können wir doch etwas mehr als 140 Minuten davon für die Zukunft festhalten.

Literaturhinweise

- Baumgartner, Heinrich (1940): *Stadtmundart, Stadt- und Landmundart. Beiträge zur bernischen Mundartgeographie*. Bern (Schriften der Literarischen Gesellschaft Bern [Neue Folge der Neujahrsblätter]).
- Greyerz, Otto von (1914): *Der Deutschunterricht als Weg zur nationalen Erziehung*. Leipzig.
- Greyerz, Otto von (1929): *Das Berner Mattenenglisch und seine Ausläufer: die Berner Bübensprache*. In: *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* 29, S. 217–251.
- Haas, Walter (1992): *Reine Mundart*. In: Burger, Harald, Haas, Alois M. und von Matt, Peter (Hrsg.): *Verborum amor. Studien zur Geschichte und Kunst der deutschen Sprache*. Festschrift für Stefan Sonderegger zum 65. Geburtstag. Berlin, New York, S. 578–610.
- Matteänglisch-Club Bärn (1969): *Matteänglisch. Geschichte der Matte, Dialekt und Geheimsprache*. Bern. 135 S.
- Ris, Roland (1989): *Das Mattenenglische Ernst Marbachs*. In: Marbach, Ernst: *Mattegiu Geschichte*. Mit einem Beitrag über das Berner Mattenenglisch und einem Wörterverzeichnis von Roland Ris. Langnau, S. 161–192.
- Ris, Roland (1996): *Populäres Stadtberndeutsch im neuen «Bernischen Mundartwörterbuch»*. In: *Schweizerdeutsches Wörterbuch. Bericht über das Jahr 1995*. Zürich, S. 10–32.
- Sprachatlas der deutschen Schweiz (SDS)*. Begründet von Heinrich Baumgartner und Rudolf Hotzenköcherle. In Zusammenarbeit mit Konrad Lobeck, Robert Schläpfer, Rudolf Trüb und unter Mitwirkung von Paul Zinsli herausgegeben von Rudolf Hotzenköcherle. (1962–1997) Bern, Bd. VII und VIII Basel.